

Buchbesprechung

MANFRED K. H. EGGERT, *Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden*. UTB für Wissenschaft 2092 (Tübingen, Basel 2001). 412 S., 82 Abb. Preis 23,90 Euro. ISBN 3-8252-2092-3.

Als im Jahr 1902 der Althistoriker EDUARD MEYER ausgerechnet in seiner Schrift „Zur Theorie und Methodik der Geschichte“ meinte, dass ein Historiker, der etwas von seinem Handwerk verstünde, auch ohne umfassende theoretische und methodologische Kenntnisse ein tüchtiger Fachmann sein könne,¹ durfte er sich offensichtlich der Zustimmung einer breiten Mehrheit von Kollegen gewiss sein, die in einem objektivistischen und nationalistisch-obrigkeitsstaatlich verengten Empirismus die Bestimmung ihrer Wissenschaft erfüllt sahen und die Fachhistorie zumindest in Preußen dominierten.² Was die borussische Schule des Historismus neorankeanischer Prägung für die Historiographie gewesen sein soll, behauptet M. K. H. EGGERT in seiner jüngst erschienenen Einführung in die „Konzepte und Methoden der Prähistorischen Archäologie“ von der sog. Marburger Schule GERO VON MERHARTS:³ Sie habe zwar außerordentlich tüchtige Fachleute hervorgebracht, die ihre Disziplin bis vor kurzem an den Universitäten, in Museen und Denkmalpflege beherrschten (S. 20 ff.). Ihre empirisch-beschreibende Grundhaltung sei aber in „antiquarischer Selbstgenügsamkeit“ (S. 17 f.) erstarrt und habe eine kulturanthropologische Öffnung des Faches ebenso verhindert, wie eine Debatte über Selbstverständnis, theoretische Grundlagen und Methodenfragen in autoritären Strukturen erstickt sei, die Lehrmeinungen unhinterfragt und unreflektiert perpetuierten (S. 6).

Auch wer diese Diagnose, die bisweilen recht pauschal und mit missionarischem Eifer vorgetragen wird, allein aus generationellen Gründen nicht teilen mag, kann sich der Frage nicht entziehen, warum zwei Nachkriegsgenerationen akademischer Lehrer keine Notwendigkeit erkennen wollten, die von naturwissenschaftlichen Datierungsmethoden, statistischen Verfahren usf. ausgelösten „Erkenntnisschübe“ der letzten vier Jahrzehnte zu einer deutschsprachigen Propädeutik ihres Faches zu verarbeiten, die als methodische Grundlegung hätte gelten können. Bis zuletzt schöpften also die meisten Studienanfänger ihre Grundkenntnisse aus einer auf ihre Weise immer noch unübertroffenen allgemeinen Einführung in das Fach,⁴ die zu ersetzen Verf. erst gar nicht den Anspruch erhebt (Kap. VII), weil er Anderes, Prinzipielleres, nämlich eine „Prähistorik“, also eine Enzyklopädie und Methodologie der Prähistorischen Archäologie im Sinne hat.

Sie ist überwiegend aus einer Vorlesungsreihe hervorgegangen (Kap. VIII), die von ihren Hörern ihres klar strukturierten, nichtsdestotrotz lebendigen und anregenden Vortrages wegen geschätzt wird. Aus einem Vorlesungszyklus ist auch DROYSENS Historik entstanden, von der FRIEDRICH MEINECKE berichtet, dass sie „dem Anfänger zunächst ganz unverständlich“ gewesen sei.⁵ Die Einführung des Verf. lässt nun Ähnliches befürchten: So sehr der Studienanfänger, an den Verf. sich auch

1 Zitiert nach H. SCHLEIER, Kulturgeschichte und Historismus in Deutschland während des 19. Jahrhunderts. In: H. W. BLANKE/F. JAEGER/TH. SANDKÜHLER, Dimensionen der Historik. Geschichtstheorie, Wissenschaftsgeschichte und Geschichtskultur heute [Jörn Rösen zum 60. Geburtstag] (Köln, Weimar, Wien 1998) 268; E. MEYER, Zur Theorie und Methodik der Geschichte. Geschichtsphilosophische Untersuchungen, wiederabgedruckt in: ders., Kleine historische Schriften I (Halle 1910) 1–67; 3 f.

2 Ebd. 267 ff.; O.-G. OEXLE, Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zur Problemgeschichte der Moderne. Kritische Stud. Geschichtswissensch. 116 (Göttingen 1996) 30 ff.

3 M. K. H. EGGERT, Archäologie heute. Reflexionen 1993 [Festvortrag zum 85. Geburtstag von Rafael v. Uslar am 15. November 1993]. Jahrb. RGZM 41, 1993, 4 ff.

4 H. J. EGGERS, Einführung in die Vorgeschichte (München 1986).

5 R. HÜBNER, Vorwort des Herausgebers. In: J. G. DROYSEN, Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte (Darmstadt 1971) X.

ausdrücklich wendet (S. 2), die Anschaulichkeit und Transparenz der Abbildungen und Tabellen schätzen wird, so viel Konzentration und Vorwissen verlangt ihm das hohe Abstraktionsniveau des Textes ab, dem sich auszusetzen den Prozess der „Gewissensforschung“ und „Selbstzweifel“ beschleunigen mag (S. 364). Hat der Leser dieses Purgatorium überstanden, ohne an seinen intellektuellen Fähigkeiten verzweifelt zu sein, darf er sein Studium „unbeirrt und zielstrebig“ fortsetzen (S. 364).

Je unbeirrter und gelassener sich der Studienanfänger indessen auf die Lektüre einlässt, desto sprüher wird der Funkenregen „sofort ergreifender Bekenntnisse und Erkenntnisse“ (F. MEINECKE),⁶ der sich über ihn ergießt. Das Bekenntnis zum empirischen Kern der Disziplin (S. 5), d. h. zu den materiellen Quellen, zu Methodik, zu Methodenkritik sowie zu intellektuellem Ungehorsam (S. 6) verbindet sich in äußerst erfrischender Weise mit großer Systematik und definitorischer wie kategorialer Klarheit, von der besonders die Kapitel IV (Funde und Befunde: Zur Systematik urgeschichtlicher Quellen), VIII (Vom Liegenden zum Hangenden: Die stratigraphische Methode), IX (Materielle Variabilität und relative Chronologie: Die ‚Typologische Methode‘) und XI (Zeit und Raum: Die Horizontalstratigraphische Methode) leben. Diese bieten scharf formulierte Grundbegriffe und Definitionen mit dem Anspruch, dass ihr methodischer Inhalt keinen Wandlungen oder kulturellen Werthaltungen unterliegen darf und als Regelwerk zur „denkenden Ordnung der empirischen Wirklichkeit“⁷ universelle Geltung besitzen muss. Damit distanziert sich der Verf. einmal mehr von der „analytisch gezügelten Ingeniosität der *Processual Archaeology*“ ebenso wie von der „dem künstlerischen Schaffensprozeß nachempfundenen Phantasie der ‚postmodernen‘ Archäologie“ (S. 5). Folgerichtig muss er auch die universalgeschichtlichen Ansätze HERMANN MÜLLER-KARPES als spekulative Geschichtsphilosophie in bester idealistischer Tradition verwerfen (S. 29 Anm. 24) und die Quellenkritik in den Mittelpunkt seines methodischen Regelwerkes rücken (S. 100 ff.). Das Kapitel zur „Quellenaufbereitung und Quellenkritik“ (S. 102 ff.) könnte ein Schlüsseltext des ganzen Buches sein, verrietten nicht einzelne Passagen (S. 116 ff.) eine Tendenz, über die sich der Verf. an anderer Stelle zu Recht empört (S. 278 Anm. 21). Die Überhöhung WALTER TORBRÜGGES zum Säulenheiligen der Quellenkritik schwächt sowohl dessen „Vorbildlichkeit“ (S. 120) als auch das Anliegen des Verf., das Verfahren von „Probe“ und „Gegenprobe“ (S. 119) gegen materialferne oder -fremde postprozessuale Phantasiegebilde in Anschlag zu bringen.

Wenn überhaupt Zustimmung und Kritik an den Arbeiten wichtiger Fachvertreter exemplifiziert und dadurch gelegentlich personalisiert werden, dient diese Strategie gewiss der Transparenz der Argumentation und stärkt die Kritikfähigkeit des Lesers, der sich aus den „Urtexten“ sein eigenes Urteil bilden soll. Welche andere Einführung verpflichtet zur kritischen Lektüre grundlegender Werke so sehr wie die „Prähistorik“ EGGERTS?

Wohin der Verf. Lob und Tadel verteilen wird, dürfte dem Aufmerksamen ohnehin nach wenigen Seiten aufgefallen sein. In diesem Moment darf er sich des Mottos der Einführung erinnern (S. 1), nicht Glaube, sondern Zweifel sei die Voraussetzung aller Wissenschaft, darf er seinen eigenen Skeptizismus gegen jene richten, die der Verf. zu seinen Gewährsleuten und Leitfiguren seines Buches gemacht hat, und wird damit ganz in dessen Geiste handeln.

Spätestens die Auseinandersetzung mit der archäologisch-historischen Methode (Kap. XII, 252 ff.) zerstreut den Eindruck, der Verf. habe es auf eine stufenlose Polarisierung zwischen „Richtig“ und „Falsch“ abgesehen, die von bestimmten Personen verkörpert würde. Denn er weist dem „komparativen Drei- bzw. Viersprung“ seines zweiten Säulenheiligen und Lehrers HANS JÜRGEN EGGERS von Tell el-Armarna bis hinauf nach Håga so viele methodische „Übertretungen“ nach (S. 252 ff.), dass zumindest dieses Kapitel der „Einführung in die Vorgeschichte“ nicht mehr „proseminarfähig“ sein kann, wenngleich für manche Glättung didaktische Zwecke verantwortlich sein dürften. Niemand wird heute mehr so unbefangen wie apodiktisch absolute historische Daten von Ägypten und dem

6 HÜBNER (Anm. 5).

7 M. WEBER, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. J. WINCKELMANN (Tübingen 1988) 156.

Vorderen Orient auf mitteleuropäische Verhältnisse übertragen. In umgekehrter Richtung können allerdings unsystematische Brückenschläge über Einzelmerkmale nicht weniger in die Irre führen als sog. Siebenmeilenstiefel-Vergleiche (S. 261). Weshalb macht die kritische Bestandsaufnahme des Verf. vor Versuchen Halt, den entgegengesetzten Weg zu beschreiten und mitteleuropäische Dendrodaten etwa für die Chronologie ägäischer oder italischer Kulturverhältnisse zu nutzen? Möglicherweise ist diese Zurückhaltung dem Verzicht zuzuschreiben, naturwissenschaftliche Grundlagen zu erörtern (S. 3). Um den Erkenntniswert der naturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen für die Prähistorische Archäologie zu bestimmen, wären Kompetenzüberschreitungen indessen insofern gar nicht notwendig gewesen, als die Quellengewinnung von Archäozoologie, Archäobotanik usf. erstens eine überwiegend archäologische ist, also allen Einschränkungen unterliegt, die für andere archäologische Quellen auch gelten, und zweitens ihre Ergebnisse ihrerseits historisch gedeutet und eingeordnet werden müssen, diesen Aussagen also schwerlich andere „epistemologische“ Grenzen gezogen sein können als „konventionell-archäologischen“. Das Bekenntnis des Verf. zur „Prähistorischen Archäologie“ als einer „historischen Wissenschaft“ (S. 1) scheint ein erkenntnistheoretisches Vagabundieren auf der Schwelle zu den Naturwissenschaften jedenfalls prinzipiell auszuschließen.

Ohne sich auf eine ausführliche Diskussion einzulassen, erwähnt Verf. das neue von ALBERT HAFNER und PETER J. SUTER für das Schweizer Mittelland vorgeschlagene Chronologieschema (S. 249), an dem Tragweite und Grenzen absoluter Daten für die „diachrone Dimension von Fund- und Befundbildern“ (S. 296 ff.) hätten dargestellt werden können. Vor diesem Hintergrund müsste die Frage von Kontinuität und Diskontinuität gerade auf der Grundlage von Dendrodaten und „typologieunabhängigen“ Chronologien neu formuliert werden. Wo ließe sich diese Problematik im übrigen besser studieren als beispielsweise in Schweizer Seeufersiedlungen? Am Ende sei auch die Lage auf der späthallstattzeitlichen Heuneburg vielleicht deshalb nicht ganz so hoffnungslos, weil sich der Widerspruch zwischen konventioneller archäologischer Datierung und absolutem Datum einst möglicherweise aufgelöst haben wird (S. 268 f.), nachdem entweder das Dendrodatum korrigiert⁸ oder die komplexe Baugeschichte in einzelnen Details einer Revision unterzogen worden seien. Schließlich könnten naturwissenschaftliche Datierungen auch für jenen Zeitbegriff materieller Kultur nicht folgenlos bleiben, den Verf. im instruktiven, von GEORGE KUBLER ausgehenden Kapitel VII (Über Zeit und Altersbestimmung: Relative und absolute Chronologie) darstellt.

Definitivische Klarheit zeichnet wiederum diejenigen Kapitel (XIII [Raum und Zeit: Synchrone und diachrone Aspekte von Fund- und Befundbildern] und XIV [Archäologie als Kulturanthropologie: Das Problem der Interpretation]) aus, in denen Grundbegriffe noch stärker problemorientiert, diskursiv und forschungsgeschichtlich entwickelt werden. Es wird mit Sicherheit zu einem sorgfältigeren Umgang mit eingebürgerten Begriffen wie „Kultur-“, „Formen-“ oder „Brauchtumskreisen“ beitragen, dass der Verf. nicht nur ihren Inhalt eindeutig bestimmt, sondern auch ihre Herkunft bzw. theoretischen Prämissen benennt und ihre Brauchbarkeit vorsichtig bewertet. Diese Ausführungen kreisen stets um eine archäologische Quellenkunde und münden zwangsläufig in einer ausführlichen Diskussion des archäologischen Kulturkonzeptes. Vor der dunklen Folie des „induktiven“ Kulturbegriffes JENS LÜNINGS, dessen erkenntnistheoretische „Autarkie“ als Fiktion entlarvt wird und der die materiellen Quellen ihrer soziokulturellen Dimension beraube (S. 286 ff.), lassen sich die „kulturtheoretisch inspirierten“ Ansätze (S. 294) des dritten Säulenheiligen KARL J. NARR um so leuchtender entfalten: Bei dem Begriff der archäologischen Kultur als „heuristischem Prinzip“ handele es sich einmal mehr um ein Mittel zur „denkenden Ordnung der empirischen Wirklichkeit“ (M. WEBER), dem zahlreiche Annahmen vorausgehen (S. 295 f.). Wer wollte dem grundsätzlich widersprechen? Umso mehr hätte es sich in diesem Zusammenhang gelohnt zu untersuchen, auf welche theoretischen Voraussetzungen sich „siedlungs-“ oder „landschaftsarchäologische Konzepte“

8 Es wäre ja nicht die erste Korrektur eines Dendrodatums. Vgl. zuletzt A.-C. CONSCIENCE, Frühbronzezeitliche Uferdörfer aus Zürich-Mozartstraße – eine folgenreiche Neudatierung, mit einem Exkurs v. E. GROSS: Ein kritischer Blick zurück. Jahrb. SGUF 84, 2001, 147 ff.

zurückführen lassen bzw. was sie für eine herkömmliche zeitlich-räumliche Integration des Quellenmaterials bedeuten und darüber hinaus leisten könnten. Vor einer Entgrenzung überkommener archäologischer Forschungsfelder durch die Schlagworte „Kulturlandschaftsarchäologie“, „kulturelle Landschaftsbiographie“, „longue durée“ oder „off-site Archaeology“⁹ wird man sich künftig nicht mehr auf eine quellenkundlich ausgerichtete Methodologie zurückziehen können. Außerdem verschlossen sich der universitären Forschung Zukunftsaufgaben, die sie schwerlich der denkmalpflegerischen Praxis allein wird überlassen wollen.

Das vorletzte Kapitel XIV (Archäologie als Kulturanthropologie: Das Problem der Interpretation) ist einmal mehr so bekennerhaft wie erkenntnisreich: An seinen Präferenzen für einen komparativ-kulturanthropologischen Ansatz hat der Verf. in den vorangegangenen Kapiteln nie den geringsten Zweifel gelassen. Jetzt muss eine Entscheidung zwischen „eurozentrisch-historistischem“ Individual- und „kulturanthropologischem“ Universalvergleich herbeigeführt werden, bei zugegebenermaßen nicht ganz gleichwertigen Verhältnissen, weil die „analogisch geprägte Tiefenstruktur“ (S. 309) einer „inneren Deutung“ (S. 326) deutlich flachgründiger ausgelotet wird als die Reichweite allgemeinstruktureller Analogieschlüsse, deren Schwerpunkt auf ethnographischen Vergleichen beruht. Die in das Thema einführende Darstellung der Geschichte der Prähistorischen Archäologie seit der „vorwissenschaftlichen Epoche der Prähistorischen Archäologie“ (S. 309) einschließlich der anglophonen Diskussion seit 1950 zählt zu den eindrucksvollsten Abschnitten der Einführung.

So gut es dem Verf. im Anschluss gelingt, „gängigen Auffassungen“ nicht nur eine „analogische Tiefenstruktur“, die die Vertreter „intra- oder interkultureller“ bzw. „homologer“ Vergleiche (S. 331) wahrscheinlich gar nicht bestreiten würden, sondern sogar „nichteuropäische“ Elemente (S. 330) nachzuweisen und auf hohem Reflexionsniveau ins Bewusstsein zu heben, so wenig wird der Plausibilitätsvorsprung „kulturanthropologisch inspirierter Analogien“ in den folgenden Passagen deutlich. Was sich einst am „Fürstensitzphänomen“ der späten Hallstattzeit heftig und stimulierend entzündet hat und die späthallstattzeitlichen Feudalherren auf Clanoberhäupter schrumpfen ließ, die allenfalls über wenige Dörfer „regierten“, dient in der Einführung vor allem der Demonstration eigener Alternativfähigkeit (S. 331 ff.). Wie mit diesen Gegenvorschlägen zur Interpretation von Großgrabhügeln und zum Auftreten „exotischer“ Importgüter in Siedlungen und Gräbern die neuen Forschungsergebnisse im Umfeld der Heuneburg in Einklang zu bringen wären, wird nicht weiter verfolgt. Nicht zu Unrecht richten sich daher große Hoffnungen auf ein großräumig vergleichendes Forschungsprogramm, das aus den verhärteten Extrempositionen vorurteilsfrei und ergebnisoffen herausführen könnte.

Nachdem dem kritischen Geist des Verf. bislang wenig standzuhalten vermochte, verwundert es nicht mehr, dass gerade diejenigen Beiträge, die seinem Leitbild einer „Theorie materieller Kultur“ am ehesten zu entsprechen scheinen, die geringste Gnade finden: IAN HODDERS ethnoarchäologische Versuche werden als Ethnoarchäologie nach „Hausmacherart“ vorgeführt, weil sie zu „unmethodisch“ und „einführend“ (S. 351), kurz handwerklich unzureichend seien. Aus der „Postprocessual Archaeology“ wucherten längst ein ungezügelter Subjektivismus und abenteuerlicher Relativismus (S. 351). Damit dürfte der Verf. auch seinen Kritikern aus der Seele sprechen.

Worauf sollen sich nun allerdings die Hoffnungen und Erwartungen des Studienanfängers richten, nachdem auch diese letzte Verheißung einer „Theorie materieller Kultur“ unerfüllt geblieben ist? Am Beispiel zweier ethnoarchäologischer Studien hatte der Verf. in einem vorangegangenen Kapitel (XIII) die Beziehungen zwischen dem Materiellen und Immateriellen im Kontrast zu LÜNING'S reduktionistischem Kulturbegriff veranschaulicht (S. 288 ff.). Wollte der Verf. hier einen leisen Wink geben, indem er die beiden Autoren einmal nicht kritisch kommentierte?

Gewiss ist ein „Prozeß des Abwägens der verschiedenen Möglichkeiten“ nach Plausibilitätsgraden allemal besser als gar keine Interpretation (S. 318). Woher soll der Leser seine Optionen (S. 318) jedoch nehmen, wenn er auf den größten „Analogiespender“, die Ethnoarchäologie, in Zukunft

9 Vgl. u. a. J. H. F. (TOM) BLOEMERS, Archäologie und Raumordnung in den Niederlanden: Ein Forschungsprogramm für den Alltag. Arch. Inf. 23/1, 2000, 11 ff.

kaum setzen kann (S. 352)? Und welche Regularien wären zu beachten, damit der Abwägungsvorgang zwischen homologischen und kulturalanthropologischen Analogien den erkenntnistheoretischen Ansprüchen des Verf. genüge und nicht in der Aporie eines Plausibilitätsrats endete?

Selbst MAX WEBER, dem man weder ein defizientes Methodenbewusstsein noch mangelnde kulturhistorische Weite wird vorwerfen können, wollte EDUARD MEYER bei allen Differenzen immerhin zugestehen, dass eine Methodologie „immer nur Selbstbesinnung auf die Mittel sein“ könne, „welche sich in der Praxis bewährt“ hätten, und „daß diese ausdrücklich zum Bewußtsein gebracht werden“, „sowenig Voraussetzung fruchtbarer Arbeit“ sei, „wie die Kenntnis der Anatomie Voraussetzung ‚richtigen‘ Gehens“.¹⁰ Ihre Bewährungsprobe wird die kulturalanthropologische Neuorientierung der Prähistorischen Archäologie in der Tat erst noch bestehen müssen. Sie hätte bessere Aussichten, wenn der Verf. dem Leser wenigstens die tröstliche und durchaus berechnete Gewissheit auf den Weg gegeben hätte, dass allen historischen Disziplinen „ewige Jugendlichkeit“ beschieden sei, weil ihnen „der ewig fortschreitende Fluß der Kultur stets neue Problemstellungen“ zuführe.¹¹ Wie gerne wäre der Rez. diesem kulturalanthropologischen Jungbrunnen entstiegen.

Die Sinnfrage hat sich der Leser im ausweglosen Plausibilitätsgestrüpp längst gestellt, fragt ratlos: Cui bono? und erhofft sich eine Antwort vom Schlusswort (Kap. XV, Archäologie, Universität und Öffentlichkeit: Zur gegenwärtigen Situation). Woran soll er sich freilich aufrichten, wenn die Weltgeltung der deutschen Wissenschaften (S. 355), aus der das politisch unbedeutende Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts noch sein ganzes Selbstbewusstsein beziehen konnte,¹² längst dahin und mit „unzureichend vorbereiteten bzw. nicht genügend qualifizierten Studierenden“ (S. 369) natürlich nicht wiederzuerlangen ist, wenn die Geisteswissenschaften zunehmend unter Legitimitätsdruck geraten und auf dem Altar von Rentabilität und Nützlichkeit geopfert werden? Ist selbst dem Verf. der Glauben an einen Wert seiner Wissenschaft abhanden gekommen, der die Vorbedingung aller wissenschaftlichen Arbeit ist, obgleich die Wissenschaften keiner „Letztbegründung“ bedürften und unsere moderne Gesellschaft „wissenschaftsgeprägt“ sei (S. 356)?¹³ *Lasciate ogni speranza?* Die Antworten sind nicht frei von Widersprüchen: Der prähistorische Archäologe soll als „Kulturwissenschaftler“ Orientierungswissen produzieren bzw. der Gesellschaft bereitstellen (S. 355) und wird gleichzeitig auf ein Forschen in „Einsamkeit und Freiheit“ (S. 375), im Elfenbeinturm verpflichtet. Er soll zwar im Sinne der Schule des Philosophen JOACHIM RITTERS (HERMANN LÜBBE, ODO MARQUARD) die Kompensationsgeschäfte einer modernisierungsgeschädigten Lebenswelt besorgen (S. 355), muss aber offensichtlich auf jenes Instrument verzichten, das ihm die Gesellschaft einzig noch gelassen hat, um sich breitenwirksam Gehör zu verschaffen: die massenmediale Vermittlung (S. 370). Dazwischen steht den Studienanfänger abschreckende Statistik (S. 358 ff.).

Es fehlt gerade in der Geschichte der deutschsprachigen Prähistorischen Archäologie der 1920er und 1930er Jahre nicht an Ansprüchen, eine Orientierungswissenschaft sein zu wollen. Sie waren bekanntermaßen verheerend. Die nationalsozialistische Ideologie verhiess gesellschaftliche Anerkennung, nach der nicht nur eine geisteswissenschaftliche Disziplin gierig gegriffen hat. In Deutschland besaß die Prähistorische Archäologie zu keiner Zeit so viel soziale Legitimität und Prestige wie zwischen 1933 und 1945.

Mit Recht warnt der Verf. davor, gesellschaftliche Relevanz um jeden Preis gewinnen und behaupten zu wollen. „Archäologische Dauerberieselung“ (S. 370), die „mediengerechte Aufbereitung“ und „Vulgarisierung archäologischer Forschungsergebnisse“ (S. 370), die zuletzt beispielsweise von mitteleuropäischem Boden aus in Boulevardblättern reiche Blüten getrieben haben, und in immer kürzerem Abstand sich wiederholende und überbietende Leistungsschauen (S. 370) bedürfen in der Tat

10 M. WEBER, Kritische Studien auf dem Gebiet der Kulturwissenschaftlichen Logik. Zur Auseinandersetzung mit Eduard Meyer. In: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. J. WINCKELMANN (Tübingen 1988) 217.

11 WEBER (Anm. 7) 206.

12 G. BOLLENBECK, Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters (Frankfurt 1996).

13 M. WEBER, Wissenschaft als Beruf. In: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. J. WINCKELMANN (Tübingen 1988) 589.

einer stetigen, kritischen Begleitung, besonders dort, wo neue Identitäten aus der Rekonstruktion schriftloser Zeiten gestiftet werden.

Spätestens in dem Moment, in dem nur noch sensationelle Neufunde in immer rascherer Folge das öffentliche Interesse wachzuhalten versprechen und die „gewöhnlichen“ materiellen Relikte völlig entwertet sind, weil sie nicht mehr publikumswirksam zu „vermarkten“ sind, steht auch eine „herausragend antiquarische Wissenschaft“ vor der unausweichlichen Sinnfrage (S. 325). Um so dringlicher muss sich die Prähistorische Archäologie auf das besinnen, was sie künftig in eine „moderne“ Gesellschaft einbringen kann, um Planungsprozesse mitzugestalten zum Nutzen und im Dienste der Erhaltung ihrer eigenen Quellen: das Wissen von den Bedingungen der Entstehung technischer Entwicklungen und Kulturleistungen, von der Dauer historischer Prozesse, von der Historizität von Kulturlandschaften, von den langfristigen und langsamen Veränderungen von Umwelt und Lebensverhältnissen, die sich gegenwärtig in immer atemberaubenderem Tempo zu vollziehen scheinen. Es war indessen nicht erklärtes Ziel der vorliegenden Einführung, die Leidenschaft für die „Spatenforschung“ zu wecken, der Prähistorischen Archäologie sozialrelevante Handlungsanweisungen zu verordnen oder gesellschaftliche Zukunftsperspektiven aufzuzeigen, sondern einen methodisch fundierten Zugang zu den materiellen Quellen und zur historischen Erkenntnis des Menschen in schriftloser Zeit zu eröffnen. Damit hat der Verf. seiner Disziplin einen unverzichtbaren Dienst erwiesen.

Anschrift des Verfassers

Dr. MICHAEL STROBEL
Landesamt für Archäologie Sachsen
Zur Wetterwarte 7
01109 Dresden

E-Mail: MStrobel@archsax.smwk.sachsen.de